



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wahrheit?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

häufig etwas Ansprechendes. Aber im gebildeten Mittelstande, wie steht es da? Dies wolle man in dem Büchlein von Hans Schliepman: Betrachtungen über Baukunst nachlesen (Berlin, Polytechnische Buchhandlung, 1891), wenn die voranstehenden Betrachtungen, die zum Teil aus demselben Buche stammen, die Lust dazu erweckt haben.

Daß wir Deutschen in Dingen des Geschmacks seit der Verwilderung nach dem dreißigjährigen Kriege Barbaren waren und noch sind, wenn auch die Oberfläche glatter geworden ist als noch vor Jahrzehnten, das sollte sich jeder Deutsche Tag für Tag sagen. Aber nicht sagen allein, sondern dazu thun, daß es sich bessere, Bauherren und Baumeister. Die Bauherren sollen ihren Ruhm darin suchen, ein ihren Ansprüchen, ihren Neigungen, ihrem künstlerischen Gefühl entsprechendes Heim zu fordern, und die Baumeister sollen darnach streben, auch außerhalb der betretenen Pfade in ausgesprochenem Haß gegen alles Schablonenwesen die eigentümlichen Wünsche des Bauherrn zu verstehen und künstlerisch zu gestalten. Rückkehr zum Individualismus, zur persönlichen Eigentümlichkeit, das muß das Lösungswort der neuen deutschen Bauweise werden. Die allgemeinen Grundzüge dazu sind in den mittelalterlichen Vorbildern gegeben, namentlich in den reizvollen, malerischen Holz- und Fachwerkbauten.

Wöchten sie bald wieder überall in unsern Städten erstehen, das öde Scheinwesen vertreiben und anzeigen, daß das deutsche Gemüt noch nicht erstorben und verdorben ist. *)



Wahrheit?



Es giebt bekanntlich von Alters her eine Verwendung des Ausdrucks „Deutsch reden,“ worin er nicht viel andres als „hauen“ oder „bei den Ohren nehmen“ bedeutet. Ein späteres Geschlecht mag darüber entscheiden, ob es unsrer Zeit vorbehalten war, das Wort „Wahrheit“ in eine ebenso hervorstechende Beziehung zu dem Begriffe der Rohheit, Böbelhaftigkeit und Gemeinheit zu setzen. Früher war es höchstens die angebrachte Rücksichtslosigkeit, die sich der nahen Vertrautheit mit einer Seite jenes hehren Wortes rühmen durfte. Gegenwärtig ist dieser Beziehungskreis — nach unten zu — erschreckend erweitert worden, und es giebt bald keine unangenehme Seite des Lebens und der menschlichen

*) Wenns nur keine Baupolizei gäbe! In Leipzig würde man schön ankommen, wenn man den Platz zu einem Fachwerkbau einreichen wollte!

Natur mehr, die man nicht mit dem großen Grundworte alles Denkens und Seins in Verbindung bringen möchte.

Wie man aber die „deutsche Rede,“ in der nachgerade der Weltgeist „mit Zungen zu reden“ begonnen hat, nicht durch die schlagfertige Deutlichkeit hinterwäldlerischer Bärenhäuter für erschöpfend charakterisirt halten wird, so wenig wird man der Wahrheit nahekommen bloß dadurch, daß man sich von der Höflichkeit, der Diskretion und der Rücksicht entfernt. Die Wahrheit ist keine Münze, sagt Nathan. Sie ist allgegenwärtig und darum, wie der Franzose sagen würde, nicht traitable. Wer sie durchaus in den Verkehr bringen will und nur da ihrer habhaft zu werden meint, wird notwendig aus vermeintlichem Golde Rechenpfennige, aus exträumten Wesenheiten Schatten, Fragen, ja Furien entstehen sehen. Und da, wo wirklich Wahrheit ist, wo kein Trug und keine Beschönigung Stich hält, drinnen in des Menschen eigener Brust: er sehe zu, daß er sie da nicht verliere! Er sehe zu, daß er nicht mit der Wahrheit Handel treibe, das höchste Gut zu bösem Zweck ins Eigne verkehre und so — die „Sünde gegen den heiligen Geist“ — die Wahrheit durch ihren äußern Schein verrate!

Der Wahrheitsfanatismus, in den sich Litteratur und Kunst der letzten Jahre, der Wahrheitsfanatiker würde sagen hineingelogen, wir sagen nur hineingereedet hat, kann auf keinem andern, als auf diesem, dem praktischen Wege wirksam bekämpft werden. Es ist schon ein Zeichen des klaren, eindringenden Geistes, daß er ihn einschlägt. Collegium logicum über den Wahrheitsbegriff, sei es auch in Form der Komödie — es kommt alles vor! —, schreckt ab. Wer die Wahrheit mit Haut und Haaren zu besitzen wähnt, wird sich schwerlich auf die schwierige Suche begeben, wie man sich nur halbwegs klar über sie wird. Psychologische Gründe, auch im elegantesten Feuilletongeplauder, etwa daß sich Natur nicht betasten lasse, daß jeder eben nur sehe, was er sieht, haften nicht. Denn jeder sieht gerade, wie er sehen will, und niemand kann über sich sehen. Wer solche Beweismittel überhaupt würdigen kann, bedarf ihrer schon nicht mehr. Aber in jenem innersten, geheimen Punkte, aus dem das Leben und mit ihm die reine Erkenntnis quillt, dort fühlt jeder die Wahrheit, die Wahrheit über die Wahrheit. Es ist das schöne Vorrecht des Dichters, hier einsetzen zu dürfen. Aber auch nur der wahre Dichter, der von innen kommt, wird es können. Wir haben recht verletzende und recht flache Nutzenwendungen jener traurigen Wahrheitsinterpretation in den letzten Jahren auf unsern Bühnen gesehen. Heibergs „König Midas,“ ein sonst keineswegs niedrig stehender Versuch, faßt den Grundgedanken schief. Wäre es das echte Gold der Wahrheit, in dessen Überfülle wir wie jener Fabelkönig verhungern müßten? Ach, wir glaubten bisher immer dem griechischen Philosophen, der es am hellen Mittag mit der Laterne suchte. „Getretner Quark wird breit, nicht stark.“ Heibergs arme Heldin glaubt, daß jener Quark die Wahrheit sei,

was bleibt ihr da übrig, als verrückt zu werden? Hätte sie die Wahrheit dort gesucht, wo sie ist, so würde sie sich mit einer wohlbedachten Ohrfeige leicht vor dem Schicksale des Königs Midas bewahrt haben. Lindaus „Sonne“ beleuchtet nur die Mäuren, nicht die Tendenz der Wahrheitsfanatiker. Diese liegt ein gut Teil tiefer, als die Strahlen dieser Sonne zu durchdringen vermögen.

Spät, nicht nur sachlich, sondern immer häßlicher persönlich herausgefordert, hat nun Heyse das Wort ergriffen. Für uns hat er die Wahrheit gesagt in dieser Sache, soweit sie sich auch hier sagen ließ. Er sagt sie nicht symbolisch, denn das Symbolische scheint heutzutage nur verstanden zu werden, wenn es in der Form der Hysterie oder des Paroxismus auftritt: Vorwürfe, die für diesen Dichter glücklicherweise nach wie vor nur den ihnen geziemenden gemessenen Kreis im weiten Rahmen der Dichtung einnehmen. Er sagt sie auch nicht persönlich, so wohlbegründet, fast könnte man sagen, so geboten der Anlaß hierzu gewesen wäre. Sein Drama*) hätte in diesem Falle eine ganz andre Gestalt, es hätte eine entschiedne Wendung zur Komödie nehmen müssen. Und hier, in einer sehr ernstern Sache, galt es ernst zu bleiben. Sophisten, Demagogen, Emanzipirte, Precieusen, unschädliche Schwärmer, all dies erheiternde Gelächter kann nur komisch vom Dichter ausgenutzt werden, nur durch Parodie in ihren möglichen verderblichen Wirkungen aufgehalten werden. Asketen, Flagellanten, Erweckte, Zeloten und was sich ihnen in der „Moderne“ anreicht, sind niemals komisch zu fassen. Als Lessing Goetzen in einer „Komödie“ abfertigen wollte, schrieb er den Nathan mit seinem tieftragischen Grundton. Nur hier liegt Goethes vielerörterter Mißgriff im Großophtha.

Wir wollen hier nichts spezielles über Heyses neuaufgeführtes Drama sagen, dessen Titel wir diesen Ausführungen voranstellten, da wir uns nicht für berechtigt halten, der berufenen örtlichen Kritik vorzugreifen. Nur das allgemein bedenkliche und für den gegenwärtigen Stand der Litteratur und Kunstpflege förderliche fühlen wir uns gedrungen herauszuheben. Niemand, aber auch gar niemand, der die geistige Konstellation unsrer Zeit trennend und redlich erfaßt hat und der gelernt hat, die Erscheinungen in größern Gruppen zu überblicken, wird behaupten dürfen, daß die mit so überheizter Gewalt ohne jeden erkennbaren äußern Anlaß hervorpuflende Bewegung zu Gunsten eines extremen Naturalismus bei uns oder gar anderswo innerliche Notwendigkeit besessen habe. Der Erfolg bestätigt das von Tag zu Tag jedem, der noch schwanken konnte. Man befindet sich seit zwei Menschenaltern in stetig anschwellendem naturalistischem Fahrwasser. Wer den Naturalismus nicht in Außerlichkeiten, Ruditäten und Verstößen gegen die Sittlichkeitsparagraphen sucht, kann den Naturalismus bequem in die gerade in dieser Periode emporschwermelnden Familienblätter verfolgen. Man kann auch ein sehr prüder Natu-

*) Zuerst am Münchener Residenztheater am 4. November dieses Jahres aufgeführt.
Grenzboten IV 1891

ralist sein, aber niemals ein naturalistischer Dichter und Künstler. Denn der Gegensatz zu „Naturalist“ ist eigentlich „Künstler,“ sein Synonym „Pfuscher,“ wie schon Goethe in den Lehrjahren sogar durch den Mund eines Serlo bemerkt. In dieser naturalistischen Bewegung standen die Ausnahmen stark im Hintertreffen. Wer einigermaßen mitzählen wollte, sah sich gelegentlich zu weitgehenden Geständnissen gezwungen. Geschlossene Persönlichkeiten zumal auf dem Gebiete der bildenden Künste haben hart gerungen, auch ganz ohne Erfolg, wie der edel und groß strebende Feuerbach zeigen kann. Gegen wen also richtet sich die so hervorragend angriffsweise auftretende Bewegung? Wenn man die unablässig wiedererhobenen harten Anklagen auf ihre Begründung prüfte, zu welch seltsamen, entgegengesetzten Ergebnissen mußte da jeder Ehrliche kommen! Man grub den alten Gegensatz der Antiken und Modernen aus (gerade in seiner akademischen Erscheinung in den französischen querelles des anciens et des modernes) zu einer Zeit, die eben daranging, nach langer Vorbereitung den klassischen Studien vollends den Garaus zu machen. Man pries einem Geschlecht, das kaum mehr einen Begriff von Stil, auch nicht die leiseste Übung im Erfassen von Form besaß und eine tiefinnerliche Abneigung gegen Größe und Schwung verriet, die modernsten Muster des *équivoque*, der *durété* und der *bassesse* — um die Schlagwörter jenes alten Litteraturstreites aufzufrischen — als Erwecker, Lehrer und Befreier an.

Hier berührt sich jener eigentümliche Wahrheitsfanatismus mit dem berufenen Schönheitsbildersturm der Zeit. Eine durch das technische Zeitalter begünstigte, ausschließlich sich vordrängende utilitaristische Richtung fühlte sich hier getragen von der ärmlichsten und befangensten Auffassung der großen, naturwissenschaftlichen Erfolge. Wie äußerlich und nichtsfagend solche rein etymologische Entgegensetzungen von Schlagwörtern, wie „Wahrheit“ und „Schönheit“ es hier sein müssen, ausfallen, wollte man sich nicht klar machen. Schönheit hängt zusammen mit Schein, und darum mußte es das Gegenteil von Wahrheit bedeuten. Warum hielt man sich nicht auch bei der Wahrheit an die gerade im Deutschen merkwürdige etymologische Bezeichnung, die auf so etwas wie „Vorsicht“ und „heilige Scheu“ hinweist? Aber nein! man interpretierte mit *Mεφιστοφελος*:

Und was ein Volk zusammen sich gestammelt
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

Die alte platonische Entgegensetzung vom Philosophen und Dichter, sowie die moralische Verwerfung des letztern als „Lügner“ mochte wohl einwirken. Daß Plato zugleich der Philosoph ist, der die Schönheit zur Botin der Wahrheit machte und es aussprach, daß „alles Schöne schwer ist,“ darum, wie um alle solche alte, unbequeme Weisheit, wonach Schönheit, Wahrheit und Güte in demselben tiefinnern Punkte zusammentreffen, kümmerte man sich nicht. Man war krampfhaft bestrebt, wenn auch nicht „neu“ zu sein, so doch wenigstens

„neu“ zu erscheinen. Daß dieser Schein nicht schön war, darauf that man sich viel zu gute. Und thatsächlich mochte diese Erscheinung das einzige „Neue“ an der ihre eigne Neuheit allwöchentlich antiquirenden Bewegung sein.

So wirre, widerharige abstrakte Elemente in die sinnige Fabel einer edeln, stetig ansteigenden, warm und lebendig pulsirenden Handlung einzuschmelzen, so daß sie darin ohne Rest aufgehen, darf sicherlich als eine wahre und schöne Leistung gelten. Der wirksamste Protest in Sachen der Kunst bleibt doch immer die künstlerische Leistung. Einheitlich rein und streng bei allem Entgegenkommen an das Gemeinverständnis baut sich diese hier auf über einem Thema, das als gerade Umkehrung der Wahlverwandtschaften schon durch sich selbst Interesse erregen muß. Otilie, die schwankende Gestalt im Urtheile der Gebildeten, der problematische Liebling der Männer, die geheime Antipathie — wie man durchwegs finden wird — aller Frauen, tritt hier aus dem magischen Bannkreis geheimer innerer Mächte, der sie bei Goethe umgiebt, heraus in die dürre Prosa des täglichen Lebens. Aus der widerrechtlich ungestüm ersehnten wird — ein wie naheliegender und doch noch kaum benutzter Vorwurf! — die tief im Geheimsten seh nende, geistig bevorzugte Hausgenossin in der schlecht und recht (in des Wortes bester Bedeutung) durchschnittlichen Ehe der eignen Schwester. Wie wird sich das „liebe Kind“ benehmen? Wird sie den Zerstörungskeim, den sie in sich trägt, nach dem modernen, unselig machenden Rezept nach außen wenden, geflissentlich Unheil, Verwirrung, Schande um sich verbreiten? wird sie wertherisch oder christlich entsagend als romantische Heilige dahinwelken? Keins von beiden! Sie kämpft den schweren, aber den guten Kampf. Ihre innere Schuld ist, daß sie den Keim der Zerstörung gegen sich selbst wendet, daß sie in jenem einseitig befangenen Sinne allzu wahr sein will gegen sich selbst. Daß sie im entscheidenden Augenblick Offenheit von sich erzwingt, wo Rücksicht auf sich selbst ihre Pflicht wäre, indem sie so ganz natürlich statt „Wahrheit“ die Indiskretion erntet — eine für die „wahre“ naive Rohheit verblüffend exemplarische Szene —, das läßt die Katastrophe auf sie hereinbrechen. In einem Gespräch, das die höchsten Saiten novellistischer Kunst anspannt, sucht der tief betroffene Schwager die ernste, stolze, zurückhaltende Seele aufzuklären über den Unterschied von Gefühlen, die in einander übergehend den Nachteil haben, daß ein Name sie alle deckt. Allein eben die brutale Natürlichkeit in den thatsächlichen Wirkungen gerade der reinsten und wahrsten Gründe ihres Wesens droht das arme Geschöpf aufzureiben. Da nun überdies noch eine äußere Schuld, die sich an ihre Geburt knüpft, gleichfalls in ungemildeter Rücksichtslosigkeit auf sie einstürmt, so ist die höchste Gefahr, daß das zarte, gequälte, zwischen der Wahrheit seiner Idee und der Wirklichkeit seiner Erfahrung erbarmungslos hin- und hergeworfene Herz, ein Opfer der falschen Wahrheit seiner selbst und der andern, erliege und nicht bloß natürlich erliege. Jedoch dies fest in der Reinheit seiner Natur wurzelnde Menschenkind findet

den rechten und getreuen Ausweg aus den Verschlingungen seines Geschicks, indem es sich in den Urgrund seines und aller Wesen rettet, wo wirklich „die Wahrheit und das Leben ist.“ Die Liebe für den, der ihrer bedarf, für den schwer leidenden Vater, vor dessen Anerkennung sich ihr wahrheitsstrenges Herz sträubte, sie hält sie aufrecht zwar nicht für das eingebildete Glück äußerer Wahrheits- und Lebenshoffnung, aber für jene ernste „zweite Fahrt“ innerlich beseligender Pflichterfüllung. Ein so liebenswürdiges, wie rasch beliebt gewordenes Wesen steht ihr hierbei von Anfang an zur Seite, eine Großmutter, wie wir sie alle noch gekannt haben, wie sie aber, wenn es im Stile der letzten Jahrzehnte fortgeht, die nächsten Geschlechter entbehren werden. Diesem häuslichen Schutzgeiste durfte der Dichter auch ohne Gefahr für den Grundton der fein dramatischen Stimmung einige ausgesprochene Spitzen gegen hervorstechende Typen jenes bedenklichen „Wahrheitsdranges“ in Kunst, Litteratur und Gesellschaft nebenbei in der verbindlichsten Form, die dieser Großmutter überhaupt eignet, in den Mund legen.

Das leise *Fabula docet*, die besondrer Moral, die hier im Unterschiede von andern, gewiß wohlgemeinten, aber aufdringlich ungeschlachten, wenig künstlerischen Versuchen dieser Richtung fein und abgetönt mitklingt, wird gewiß nicht verfehlen, sich jedem, der innerlich an Kunst teil hat, einzuprägen. Mag ein solcher immerhin aus gutem oder (leider schützt ja auch dies Gebiet nicht davor) aus bösem Willen, aus Mißverständnis, Aufregungsfucht, Schwäche oder Nachgiebigkeit gegen terroristisches Gebahren äußerlich noch so laut Barbarei und Unkunst preisen! Im Innern wird er die Erkenntnis, die sich erfreulicherweise immer mehr Bahn bricht, nicht zum Schweigen bringen, daß man sich hier auf Pfade begeben hat, die besten Falls ins Leere, ins graue Nichts hineinführen, wenn sie nicht geradezu Verderben bringen. Von dem Programm der Partei, die sich selbst als unwiderstehliche Naturmacht ankündigte, ist nach und nach so viel geopfert worden, daß wirklich nichts mehr übrig bleibt, als das Allerunfruchtbarste, das Geschrei, die Streitsucht, die Reklame für Bizarrerien, die auf allen Gebieten der Kunst ohne diese Hilfe bei weitem ungesuchter ihre natürliche Stellung finden würden. Wozu das alles? Was hat es eingebracht, was bringt es ein? Der Zutritt von Existenzen, an denen Kunst und Litteratur niemals etwas gelegen sein kann, das Emporschiesßen eines Heeres von Skriblern und Schmierern, das nur in dem Lärm der Schlagwörter gedeihen und seine Rechnung finden mag, da dies aber auf die Dauer nicht vorhält, nur die Legionen der Catilinarier verstärken hilft; endlich, das Allerbedenklichste, die Abwendung aller urteils- und empfindungsfähigen Elemente im bessern Publikum. Das übermächtige Anwachsen der Musikhörerschaft ist ohne Zweifel daraus zu erklären, daß diesem Teile in der Musik gegenwärtig noch einzig künstlerische Anregung höherer Art geboten wird. Man hat praktisch erfahren, wie müßig eine Litteratur- und Kunstgestaltung nach der Schablone (hier nach der unsrer

Zeit wie die Faust dem Auge angemessenen des „Sturmes und Dranges“) bei den unaufhörlich neuen Bedingungen ausfällt, die das stetig wechselnde Leben den Menschen stellt. Unser heutiges Geschlecht steht nun jedenfalls unter andern, wenn nicht entgegengesetzten, als denen eines künstlerischen Sturmes und Dranges. Wir haben davon so übergenug gehabt, das Leben stürmt und drängt gegenwärtig so, daß die „Künstler“ andres vorhaben sollten, als die Rolle der Sturmvögel zu spielen. Ja, wir brauchen „Wahrheit“ — Wahrheit gegen innere Verlogenheit, Leere und Haltlosigkeit, aber nicht die qualmende Fackel der Petroleumse, sondern das Licht jener hehren Göttin, die unserm Dichter auf Bergeshöhen durch Nebel in siegreicher Klarheit erschien, die mit einem Munde spricht, dem aller Lieb und Treue Ton entfließt, die in des Lebens Wunden den reinsten Balsam gießt, die von vielen genannt, von jedem sein geheißt wird, die aber er, der Dichter, in ehrfürchtigem Schauer — nicht nennt.



Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Handelsverträge



ie immer auch die Fachmänner im Handels-, Finanz- und Zollwesen die in der ersten Dezemberwoche abgeschlossenen Handelsverträge beurteilen mögen, wie groß oder klein ihre Wirkung auf unser Volkseinkommen ausfallen wird, die Begründung, die sie in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift und in der Rede des Reichskanzlers von Caprivi erfahren haben, verleiht ihnen epochemachende Bedeutung. „Die Entwicklung Deutschlands zu einem Industriestaate ersten Ranges — heißt es in der Denkschrift — die Zunahme seiner Bevölkerung und die den einheimischen Bedarf nicht in vollem Umfange deckende Bodenproduktion haben zur Folge, daß Rohstoffe und Nahrungsmittel vom Auslande in großen Mengen eingeführt werden müssen. Um das hierdurch bedrohte wirtschaftliche Gleichgewicht in dem erforderlichen Maße wieder herzustellen, ist Deutschland in erster Linie darauf angewiesen, seinen Überschuß an Fabrikaten im Auslande abzusetzen,“ was, wie vorher bemerkt worden war, durch die Absperrungsbestrebungen der meisten Staaten erschwert wird. Dieses amtliche Geständnis, daß der heimische Boden der wachsenden Bevölkerung nicht mehr genüge, ist eben das epochemachende, denn die offene Anerkennung der Thatsache bildet die unerläßliche Vorbedingung einer richtigen Wirtschaftspolitik. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr ist seit 1880 stetig gewachsen und betrug im Jahre